**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 11 (1931-1932)

Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Offiziere zu finden. Bedingung ist die Zweisprachigkeit allerdings nicht. Einzig für Instruktionsoffiziere wird die Kenntnis einer zweiten Landessprache geforbert.

So hat sich in der Schweiz die Gleichberechtigung der Sprachen nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in der Armee zum selbstverständlichen Grundsatz entwickelt. Frgendwelche Gesahr für ihre Einheit ist der Armee daraus nie entstanden. Im Gegenteil, als während des Weltkrieges sich die Sympathien der Lansdesteile den verschiedenen kriegführenden Parteien zuwandten, herrschte in der Armee strengster Neutralitätswille vor, der alle gefühlsmäßigen Hinneigungen zu der einen oder andern Seite der Kriegführenden einzudämmen vermochte und so die Armee zum stärksten Bindeglied zwischen den einzelnen Sprachgebieten machte. Gottfried Zeugin.

# Bücher Kundschau

## Schweizerische Energiewirtschaft.

Dr. Max Leo Keller: Schweiz. Energiewirtschaft, Die Notwendigkeit und volkswirtschaftliche Bedeutung einer einheitlichen Planwirtschaft für die schweizer. Elektrizitätsversorgung; Verlag Sauerländer, Aarau, 1931; 112 S. mit zahlr. Tabellen usw.

Der Verfasser ist unsern Lesern durch jeine in Nr. 8 und 9 des VI. Jahrganges (1926/27) der "Monatshefte" veröffentlichte Arbeit über "Das Problem der schweizerischen Elektrizitäts= wirtschaft, eine Kritif und ein Weg zur Lösung", befannt. Die dort entwickelten Gesichtspunkte werden in der vorliegenden Schrift erweitert und vertieft. Un= Elettrizitätswirtschaft leidet an einer unheilvollen Zersplitterung. Wohl weist sie beachtenswerte Einzelleistungen auf, die der schweizerischen Technik ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Aber volkswirtschaftlich arbeitet sie nicht unter dem Gesichtspunkt der höchsten Rutwirtung. Gin Blid in die Beröffentlichungen der Weltfrafttonferenz vom Jahre 1929 zeigt, daß die Schweiz in Bezug auf Ausnützung der installierten Leiftung unter ben 15 angeführten Län= bern an drittletter, in Bezug auf Ausnütung des investierten Rapitals an letter Stelle (!!) steht. Kanada und Norwegen, die wie wir ausgesprochene Wasserkraftländer sind, zeigen in diesen Bunkten eine zwei- bis dreigegenüber Überlegenheit Schweiz. Wir famen bei Berwendung bon Dampffraftwerten zur Erzeugung unseres Energiebedarfs im Jahre um 19 Millionen Franken billiger als wir

mit unserer unwirtschaftlich arbeitenden Elektrizitätswirtschaft heute kommen. Die gegenwärtige schweizerische Elektrizitätswirtschaft könnte sich in ihrer jetzigen Form gar nicht halten, wenn sie dem freien Konkurrenzkampf überslassen würde.

Unsere Wasser= und Elektrizitätspoli= tit wirfte sich anfänglich durchaus vorteilhaft aus. Dann ift aber immer mehr versäumt worden, sie rechtzeitig plan= mäßig auszugestalten. Kann man für dieses Bersäumnis auch nicht einen unmittelbaren "Schuldigen" verantwortlich machen, jo liegen die Ursachen der jett eingetretenen Fehlwirtschaft doch gang offensichtlich in einer allzusehr Sonderinteressen verfolgenden Werkpoli= tit und in der Engherzigkeit, mit der verschiedene Kantone ihre Hoheit auf diesem Gebiet mahren. Reller leugnet durchaus nicht die geschichtliche Berechtigung eines gemiffen fantonalen Bartikularismus. Nur hat dieser im modernen Wirtschaftsleben keinen Plat. Entschuldigen fann man die Unzulänglichkeit unjerer heutigen Energieversor= gung sehr wohl mit historisch-politischen Bründen. Aber unserer so eng mit der Weltwirtschaft verflochtenen Industrie ist mit einem solchen Sinweis wenig ge= Ihr ausländischer Abnehmer zahlt ihr deswegen feinen Rappen mehr, ob sie sich noch so sehr auf konstitutio= nelle und politische Sonderheiten ihres Landes berufe.

Zur Abhilfe schlägt Keller eine eleks trische Planwirtschaft vor, die mit der Zerstückelung und Zerreißung des schweis zerischen Wirtschaftsgebietes in größere und fleinere selbständige und willfürliche Teile ein Ende macht. Dabei würde es sich nicht etwa um eine "Berstaatlichung" handeln. Der Staat hat lediglich die gesetlichen Grundlagen für die Vereinheitlichung zu schaffen und die Oberaufficht zu führen. Leitung und Verwaltung geschehen auf privatwirtsichaftlicher Grundlage. Reben den großen Vorteilen einer solchen einheitlichen Planwirtschaft verkennt Reller auch nicht deren allfällige Nachteile. Der Ausdehnung der Planwirtschaft ist eine Grenze gesett in der Leistungs= fähigkeit und der Fähigkeit des Aber-blicks des Leiters. Beide Clemente sind von der Gute der inneren Organisation abhängig. Mit andern Worten: es hanbelt sich bei dieser Neuordnung unserer Eleftrizitätswirtschaft letten Endes um einen Einzelausschnitt aus unserer ganzen staatlichen Neugestaltung und deren Grundfragen: ber Bereinheitlichung unter gleichzeitiger Ausgliederung, Reugestaltung der willensbildenden Dr=

gane und der Führung.

Wird von den für unsere öffentliche Meinung heute verantwortlichen Instanzen, von den Parteien und der Presse, diese Frage, die schon wegen der Erhaltung unserer Wettbewerbsfähig= feit auf dem Weltmarkt von entscheis dender Bedeutung ist, endlich mit der nötigen Entschlossenheit und Wahrhaftigfeit aufgegriffen werben? Die Schrift Rellers bildet wegen ihrer umfassenden Beherrschung des Stoffes und unbeirrbaren Sachlichfeit bes Standpunktes die gegebene Unterlage dafür. Die "Antlage" liegt in ihr vor. Werden die "Angeflagten" ihre beste Berteidigung lediglich wieder in - Stillschweigen seben? Sans Dehler.

## Zwischen Frankreich und Deutschland.

Gustave Hervé: Versöhnung oder Krieg; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der politische Wille von Europa schwanft zwischen zwei Polen: auf der einen Seite wirken in ihm die alten Interessenformen und politischen Ziele der Vorfriegszeit weiter und er treibt in den Bahnen des alten halb machtpoli= tisch, halb nationalwirtschaftlich gerich= teteten Imperialismus; Kolonialpolitik im alten Stil ist immer noch eine Borzugsbeschäftigung von ihm, auch wenn die Weltverhältnisse dafür nicht günstig find, und jo verschärfen die Rolonialrivalitäten die historischen Gegenfäße auf dem Kontinent. Zugleich aber zwingt die Schicksalsverbundenheit aller abend= ländischen Wirtschaftstreise immer wieder zum Burudftellen der Streitigkeiten und zu Versuchen einer Zusammen= arbeit. Die politischen Unruhen und die nationalstaatlichen Wirtschaftseingriffe verstärken die Schwierigkeiten, mit denen ber Spätfapitalismus ringt, ber zubem mit den Nachwirkungen des Weltkrieges belaftet ift, sodaß immer neue Berfuche unternommen werden, die Regierungen aus ihrem furgsichtigen und fleinlichen Kampf um das nationale Interesse herauszureißen und zum Bewußtsein der Befamtbedürfnisse ju bringen. Bei dem Bandel der Birtschaft sind so die alten Interessesormen überlebt; neue politische

Lebenszusammenhänge bilden sich aus wirtschaftlichen und andern Gründen.

Auch wenn die politischen Parteien, im besondern der Nationalismus noch ftart die alten Zielsetzungen der Außenpolitik vertreten, so hat sich hinter dem Borhang dieser verbrauchten politischen Formeln und Zielsetzungen doch ein Wandel in der innern Einstellung vollzogen. Der Nationalismus von heutzutage glaubt lange nicht mehr jo jehr an den Sinn von Macht und Machtaus breitung für die Erfüllung des Nationalen, wie sein Borganger der Borfriegszeit, der gang der Ausdruck des erpansiven eroberungsgierigen Staatswillens seiner Zeit war. Wohl steht diesen Parteien immer noch die nationale Lebensbehauptung im Vorder= grunde der politischen Tätigfeit und sie suchen daher eifrig und eifersüchtig die Araft ihrer Völker für den Lebenskampf zu wahren und zu stärken; aber auch sie sähen lieber ein beruhigtes freundschaftliches Miteinanderleben der europäischen Völker an Stelle jetigen Spannungszustandes. Doch die gefährlichen Konflifte und drängenden Bolfsnöte, wie sie aus der Nachfriegs= ordnung von Europa sich ergeben, zwingen sie in migtrauische Bachsamkeit gegenüber den Nachbarn, abgesehen da= von, daß diese Nachbarschaften immer ichon durch die Geschichte schwer belaftet sind, und bei dem dadurch verschärsten Existenzkamps der Bölker halten sie sich an die übernommenen machtpolitischen Schutzmittel. So wirken die Bindungen an die alten politischen Zielsetzungen, vor allem auch der Kolonialpolitik, und die durch Gewalt begründeten und ershaltenen europäischen Verhältnisse der Gegenwart sich zwangsmäßig in immer neuen Reibungen und Gegensätlichkeiten aus zwischen allen Großmächten, obswohl deren Völker und Parteien sast durchwegs den Frieden suchen, wenn auch einen nationalen Frieden.

Um Frankreich und Deutschland aus diesem lastenden Wirrsal von Intereffentonflitten und Migtrauen zu befreien, hat der nationalistische französi= iche Politifer Gustave Bervé versucht, einen Borichlag zur Abänderung bes Bertrages von Berjailles vor die öffentliche Meinung beider Länder bringen. Er wollte damit eine Berftandigungsbasis für die gegensätlichen politischen Willensrichtungen der beiden Nachbarn geben, die den wichtigsten Lebensinteressen beider gerecht würde und damit die Grundlage für ein ehrliches und gesundes Freundschaftsver= hältnis sein könnte. Hervé hat sich be= freit von den hemmungen des frangösi= ichen Standpunktes, gelangt zu einem freien und offenen Berftandnis der deutschen Lage und sieht die Dringlichfeit und innere Rraft der deutschen Revisionswünsche ein. Er macht sich frei von allem Moralisieren über Kriegsichuld und Guhne, auch wenn er barin ben frangösischen Standpunkt teilt, weil er die Fragwürdigkeit solcher historischer Schuldprobleme erkennt und weiß, daß man ein Bolf nicht in seinen wichtigen Lebensintereffen ungestraft auf lange Sahre hinaus schädigen, und ihm eine regelrechte Guhnungsfur bafür auflegen fann, daß vielleicht seine Führer sich einmal in der Beschichte verfehlt haben. Daß Deutschland sich mit der jetzigen Ordnung nie abfinden will und fann, weil zu viel wirtschaftliche und nationale Werte dadurch geschädigt, weil über= haupt die Selbständigkeit dieses großen Volkes zu jehr gebunden ift, steht ihm eindringlich vor Augen. Go vermag Frankreich allein durch jeine überlegene Macht die Berhältnisse stabil erhalten.

Unser Politiker hat aber kein Bertrauen in den Dauerwert der Macht, weil die politische Konstellation Europas sich in nicht ferner Zeit ändern kann, und sieht deshalb für Frankreich den einzigen zuverlässigen Weg zur Wahstung seines nationalen Bestandes in einer opserwilligen Bersöhnungspolitik. Der weitblickende Nationalist vertraut, daß ein großmütiges Entgegenkommen Frankreichs gegenüber den deutschen Wünschen, soweit als es die eigene Würde und die vitalen Interessen erslauben (er denkt an Aufgabe der Reparationen, Kückgabe des Korridors, Ansichluß und Kolonien und Aushebung der Küstungsbeschränkung), Deutschland zu einer Umstellung seiner jehigen Gessinnung bringen würde.

Solch große Opfer, die eine tiefsgehende Anderung der jetigen europäsischen Organisation mit sich bringen würden, sind ihm kein zu großer Preisfür die Freundschaft Deutschlands.

Diese Auffassungen entwickelte er in einer Aufsatreihe in der "Bictoire", sei= ner eigenen Zeitung; sie sind nun in deutscher übersetzung erschienen. Hervé juchte von den Führern der deutschen nationalen Parteien vorbehaltloje Zustimmung zu seinem Programm zu erhalten; er verlangte von ihnen die Zusicherung, daß ihre Anhänger von diesen Zugeständnissen Frankreichs ganz zus friedengestellt seien und nach ihrer Ers füllung zu einem ehrlichen Freundschaftsbundnis mit diesem Nachbarn bereit wären. Er hoffte wohl, eine Be-wegung der öffentlichen Meinung in Deutschland für seine Aftion zu Stande zu bringen, um damit seinen Lands-leuten die Gangbarkeit dieses Berjöhnungsweges darzeigen zu fonnen. Leider verhielten sich die deutschen Führer Seldte und hitler mißtrauisch zurückhaltend, obwohl sie ihre Berständigungsbereitschaft erklärten. In Frankreich sel= ber erfuhr Hervé fast nur schroffe Ab= lehnung.

Man mag Hervé vorwersen, wie es die meisten Franzosen taten, daß er die Fragen zu sehr vereinsache, die schweren Konsequenzen seiner Forderungen sür Frankreichs Welt= und Machtstellung zu wenig in Betracht ziehe. Sein Berstrauen zu Deutschland vor allem sand bei den Franzosen wenig Anklang, besonders in diesen Fragen, bei welchen der Druck der Interessengewalten in allen Ländern die moralischen Hemmuns gen meistens noch beiseite geschoben hat.

Doch sieht Herve gerade bei der Ginfachheit und Geradlinigkeit seiner Blickweise die Hauptlinien der gegenwärtigen Lage umso klarer und weiß zu unterscheiden zwischen den Grundinteressen und nebenfächlichen Werten, während die frangösischen Berufspolitiker ihren vorsichtigen und fomplizierten Methoden immer alles berücksichtigen und kein Opfer zugeben wollten und darüber die Arbeit an einer gerechteren Ordnung vergessen haben. Es ist sein großes Berdienst, als nationalgesinnter Franzose zu einem unbefangenen Blid über die europäische Politit gelangt zu sein und auch die Lebensforderungen eines andern Bolfes erfaßt zu haben. Er vertraut, daß die beiden Bolfer, sobald fie ein ungestörtes und freies Dasein nebeneinander haben, durch die Gemeinsamkeit der abendländischen Rultur= und Wirt= schaftsinteressen verbunden, freundschaft= lich miteinander leben werden, und darin liegt auch die einzige sinnvolle und lebensfähige Aussicht auf eine europä= ische Verständigung.

Hans Böhi.

#### Pierre Viénot: Incertitudes Allemandes; Valois, Paris.

Die meisten Bücher, die seit Ariegs= ende in Frankreich über Deutschland erschienen, waren sogenannte Reportagen, d. h. Berichte ziemlich wahllos aufge= griffener Eindrücke von einem wenigs wöchigen Aufenthalt, der sich meistens nur an die praktisch brennendsten und populärsten Fragestellungen hielt und entsprechend meistens vergröberte bis verfälschte Ergebnisse nach Hause brach-Bierre Bienot fest sich in feiten. nem Aufsehen erregenden Buche "Incertitudes Allemandes" von vornherein (nach einem sechsjährigen Aufenthalt) die Aufgabe, nicht Deutschland, sondern die Art zu beschreiben, wie es aufgefaßt werden muß. Frankreich, sagt er, wünscht meistens nur zu ersahren, ob seine Unruhe berechtigt ift, und wie Deutschland dazu gebracht werden kann, sich mit den Berträgen abzufinden. Sört es von deutscher Unruhe und Kultur= frisis, so glaubt es, diese konnte burch ein glattes Ja zu der Fragestellung der französischen "Zivilisation" ohne weiteres geheilt werden. Es empfindet als unzulässig, daß Deutschland mit ganz anderen Fragestellungen an das Kultur= problem herantritt. Es bedarf eines völ= ligen praktischen Desinteressements, um Deutschland zu verstehen. Nicht nach Tatsachen soll zuerst gefragt werben, sondern nach Haltungen, Linien, Le=

bensgefühlen. Begenüber ben einfachen Alternativen, die Frankreich hier anzulegen pflegt, erscheinen dann zwanzig Deutschlande in allerhand Mischungen, welche alle nicht auf jenes Ja oder Nein antworten. Nur unter dem eigenen Gesichtswinkel können diese Deutschlande verstanden werden, und diese Besichtswinkel werden reichlich dargeboten, denn Deutschland studiert sich leidenschaftlich selbst. Eine nahezu unschuldige Bewußtlosigkeit wie die des "Temps" findet sich dort nicht mehr. Und diese Innenichau geht nicht ins Leere; allen deut= schen Aufspaltungen liegt eine Krisis zugrunde; das wirklichste Deutschland ist eine Philosophie, eine Weltanschaulichkeit. Die zentrale Kulturkrisis geht hier barauf zurud, daß ber Begriff ber Kultur selber absolut fragwürdig ge= worden ist. Im Gegensatz zum französi= schen Zivilisationsideal redet der Deutsche von "Kulturen" im Pluralis. Jede Rultur ist ein Gesamtstil, der von innen gesehen absolut ist, eine einheitliche Bestaltung des unbewußten Beistes einer schöpferischen Gemeinschaft. Die anderen Rulturen werden von da naiv be wertet, angeglichen oder verdammt. Sobald aber dieses Berhältnis bewußt geworden ift, sieht man alle Rulturen von außen, alle sind relativ geworden, und damit ift Rultur überhaupt unmöglich geworden. Auf diesem Standpunkt steht heute Deutschland. Der Gedanke ist bei sich felbst angelangt, das Bewußtfein läßt sich nie wieder rudgangig machen.

Diese Einstellung richtet sich zunächst gegen das lette Rulturideal, die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts, welche weitgehend auf einer bestimmten Wirtschaftsverfassung beruhte, deren Boraus= setzungen beute nicht mehr zutreffen. Der Individualismus der fapitaliftischen Periode ift in Deutschland durch die zwangsläufige Ausdehnung des "Fürjorgestaates" weitgehend der Grundlage beraubt. Ein ungeheurer Bruchteil aller Einkommen geht burch die Sand des Staates, ein weiterer ebenso rapid anwachsender wird durch Abzüge für die Fürsorge an den Staat zurückgeleitet. Diese Verflechtungen ergeben eine un= geahnte Abhängigfeit bes Ginzelnen, welcher so den Schwankungen der Ge= samtheit immer mehr unterliegt, wos durch ein allgemeines Unsicherheitsges fühl entsteht. Der Sozialismus arbeitet daran, diese Abhängigkeit noch zu er-

höhen; er kämpst zwar heute eigent= lich für manche der abgelegten Ideale der bürgerlichen Gesellschaft, jedoch durch seine Theorie vom ideologischen Überbau verstärkt er noch den allgemeinen gei= ftigen Relativismus. Diefes umfaffenbe Unsicherheits= und Vorläufigkeitsgefühl, das Bewußtsein, dauernd am Rande des Abgrundes, am Vorabend neuer Zusammenbrüche zu leben, wird nun, wie Biénot zeigt, in Deutschland weitgehend positiv gewendet. Gewißheit, da inhalt= lich ehrlicherweise nicht aufweisbar, gilt als etwas Unmoralisches. Abgesehen von bestimmten ausschweifenden Beistesformen, die eine geradezu frankhafte selbst= zweckliche Liebe zum Chaos aufweisen, taucht nun aus der allgemeinen Auflösung etwas Positives auf: ein neuer Realismus der Tatsachen einerseits, ein Sichanklammern andrerseits an das, was zu bleiben scheint, an das Leben selbst. Da sich das sehnsüchtig erwartete neue Quellen des Grundes, welches eine neue Gemeinschaft, eine neue Kultur er= schaffen könnte, nicht zeigen will, so hält man sich wenigstens an das Leben in individuellen und greifbaren Korm. Bei allem Suchen nach bindender Gemeinschaft ergibt sich ein ungeheurer Individualismus, eine Duldfam= keit gegenüber aller aufrichtigen Welt= anschaulichkeit, eine Abspannung aller sozialen Bindungen und übereinfünfte (genau parallel mit ber oft wiederholten Feststellung Frau von Staels bemerkt Bienot hier, daß es feine Qacher= lich feit mehr gibt, ein den Franzosen besonders auffälliger Sachverhalt, ber an das Aufhören ber festen sozialen Konvention gefnüpft ist). Die sexuelle Entfesselung, urteilt Bienot, bedeutet nicht eine einfache Ausschweifung, son= bern ben Beginn einer bauernden Ber= lagerung der moralischen Grenzen infolge dieser Konventionszerstörung. Aberall stehen beim geringsten Unlaß die letten weltanschaulichen Ausrichtungen zur Erörterung: jeder Wahlkampf ist wahrer babhlonischer Turmbau. Deutschland hat sich in der ihm wesens= Anarchie gemäßen wiedergefunden. Deutschland war eigentlich immer ein großer 30jähriger Krieg zugunsten der Ideenwiderstreite, die gerade in der Luft lagen. Deutschland sucht die Bewegung um ihrer selbst willen. Und heute ift diese Strebung auf ihrem Gipfel angelangt. Das Bewußtsein hat alle haltenden Formen durchbohrt und wegge-

räumt, da sie tote Hemmungen geworden waren, und übrig geblieben ist eine Freiheit, die nur noch das Leben anerkennt — eine Freiheit, die aber nicht diejenige der Jugend ist, sondern die des Alters. Doch aber ist dies ein Alter, das in der Entsesselung vielleicht eine neue Jugend zu finden vermag. Nirs gends ist wie in Deutschland der Wille zum Leben so groß, so unerschütterlich gesonnen, durch die Krisis unnachlaßelich hindurchzuleben bis zu ihrem Umschlagen in das neue Ja. Nirgends aber ist zugleich die Lage in diesem Mittel= punft des Sturmes trop aller Ginzellösungen und Einzelleistungen unter dem Druck der äußersten Bewußtheit so hoffnungslos. Das ergibt als lette Haltung eine ganz seltsame Mischung von höchstem Mut und tiefstem Fatalismus, eine bejahte Angst als Grundhaltung, eine Flucht nach vorne in die unverlierbare Zukunft.

Biénot fügt dieser tiefgrabenden Ana-Inse eine kurze und weniger systematische Anwendung auf die Politit an. In der Innenpolitik zeigt er, wie gar nicht die französische Frage nach Reaktion ober Fortschritt diesem Komplex gegenüber überhaupt angreift. Er nähert sich nur insoweit dieser Alternative, indem er bie Deutschen ermahnt, nicht aus der Hoffnungslosigkeit bes Neuen sich bas Alte wieder unterschieben zu laffen, nicht aus nachdemokratischer Gesinnung vordemokratisch zu werden: Gine Berwechs= lung, die offenbar nahe liegt. Betreffs ber Außenpolitik sucht er gleichfalls einerseits ben allzu einfachen Formulierungen auszuweichen, anderseits doch alles in die große Grundproblematik einzustellen. Deutschland fennt nicht die instinktiven nationalen Reaftionen Frankreichs, es hat nicht den Universalismus fest in seinen Patriotismus eingestellt, sondern gerade im Kriege war seine Haltung weitgehend die des Protestes der Autonomie gegen diesen nicht immer wahrhaftigen Universalis= mus. Schon daß Deutschland zwischen ber Nachahmung der Anderen und der frampfhaften Betonung bes Willens, ganz deutsch zu sein, ausgespannt ist, zeigt, daß es sich selbst nicht wie dort absolut ist. Seine Sache ist die Haltung auf das Zufünftige hin, welches nur benen verdächtig fein fann, welche die Zukunft als etwas Trauriges ansehen. Diesen muß Deutschlands Zufunftsfragen Angst machen. Frankreich

kann diese Revolution zweifellos, wenn es will, niederknallen. Aber Deutschland nährt gegen Frankreich keine notwendige

Feindseligkeit.

Wenn Frankreich sich dem Zukunftsstreben verstehend und teilhabend öffnet, so ist ein Zusammengehen möglich. "Es könnte nach gewissen Theoretikern scheinen, daß die schöpferische Rolle (la vertu) Frankreichs in der Welt immer aus klugem Maßhalten gemacht war wie das zweifellos durch die Jahrhunberte jene fleinen Sachen bezeugen, die unsere Kathedralen, Versailles und die französische Revolution bedeuten... In den Augen gewisser Anderer war sie auch gemacht aus Rühnheit und Größe. Unfere Einstellung gegen Deutschland wählen heißt in erster Linie die Idee wählen, welche wir uns von Frankreich

Schon aus diesem furzen Berichte wird hervorgehen, daß das Buch von Biénot, welches in Kürze bei der Franksfurter Societätsdruckerei deutsch herausstommen wird, eine Erscheinung von höchster Bedeutsamkeit darstellt.

Erich Brock.

#### Marcelle Capy: Des hommes passèrent; Edition du Tambourin, Paris.

Dieser Roman hat in Frankreich in drei Monaten eine Auflage von 50,000 Stück erlebt. In deutscher Übersetzung (bei der Union Deutsche Berlagsgesellsschaft, Stuttgart) trägt er den Titel "Frauen im Joch". Daß dem Übersieher der Titel "Männer gingen vors

über" unzulänglich erschien und er statt seiner das Buch "Frauen im Joch" nannte, deutet auf bessen Grundmangel hin: es fehlt ihm die einheitliche Linie. Der erste größere Teil handelt in der Tat von "Frauen im Joch". Als im August 1914 die Männer in den Krieg ziehen, bleiben im Dorf — es handelt fich um ein Bauerndorf Gudfranfreichs neben Greisen und Kindern nur die Frauen zurück. Sie müssen nun die schwere Männerarbeit auf dem Feld und im Weinberg verrichten. Die Schilderung, mit wie viel hingabe und Zähigkeit sie der Erde ihre Früchte abringen, entbehrt nicht der Größe. letten Kriegsjahr ist die Kraft der Frauen dann aber zu Ende. Jest werden ihnen Kriegsgefangene zugeteilt, zu= erft deutsche, nach dem Waffenstillstand russische. Es berührt außerordentlich an= genehm, wie die Berfasserin der Volksart des "Feindes" ge-recht zu werden sucht. Die Deutschen werden förmlich idealisiert. Da auch mit ein paar Worten noch von Belgiern und Amerifanern die Rede ist, soll der Titel wohl biefes "Borübergeben" von Bertretern verschiedenartiger Bolfer ausbrucken. Dem Umstand, daß es nach feiner Richtung ausgesprochen Stellung nimmt, auf feine der berührten Fragen tiefer eingeht, dafür mit um so mehr Rührseligkeit ein wenig von allem bringt, dürfte das Buch seinen Erfolg verdanken.

#### Licht aus dem Osten?

Theodor Kampmann: Licht aus dem Osten. Dostojewskis Grunderkennts nisse über die menschliche Gemeinsschaft. 237 S., Bergstadtverlag, Bresslau, geb. 6.90.

Seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wird Dostojewski im
Westen gelesen und ernste Menschen erkannten, daß hier viel mehr Tiese und
russischer Geist zu sinden ist wie bei den
europäisierten Russen von der Art der
Turgensew, Tolstoi u. a. Im letzten
Jahrzehnt sängt aber Dostojewski an, in
weitere Kreise zu dringen. Die große
Piper-Ausgabe und die Kätsel, die uns
heute Kußland aufgibt, mögen dazu
nicht wenig beigetragen haben. Ja
Dostojewski wird sast Mode, und betriebsame Kinomänner haben sogar die

Brüder Karamajoff zu einem Filme aus= geschlachtet. Eine Beschmacklosigkeit, denn das Wesentliche von Dostojewsti — Seelenforschung und Weltanschauung — läßt sich nicht nach Kinomanier wie= dergeben. Überhaupt ist die Leftüre von Dostojewski nicht ganz leicht und ich glaube, daß viele, die ihn heute im Munde führen, sich kaum zu seinem Berständnis die Zeit nehmen können. Da mag das oben angefündigte Buch fehr nüplich und empfehlenswert fein. Es gibt einen Querschnitt durch das Gesamtwerk und zeigt, wie die einzelnen Bücher ben Stufen seiner Entwicklung sich anpassen. Immer breht sich sein Denken um die Frage nach Gott und um die andere Frage, ob eine mensch= liche Gemeinschaft ohne Gott möglich sei. Die ganze vielseitige russische Personenswelt, die Dostojewski schildert, verneint diese Frage. Sein Ausenthalt in Europa vor mehr als 50 Jahren erfüllt ihn mit Entsehen. Er sindet ein "Land ohne Gott" und bedauert, daß Rußland von dieser Gottlosigseit angesteckt sei und ershebt seine warnende Stimme. Indem Kampmann in übersichtlicher Weise diese Gedanken aus Dostojewski herausliest, erschließt er den tieseren Sinn der Werke, der dem Leser entgeht, wenn er nur die "Geschichten" sieht. Zum Schlussespricht Kampmann noch über die abfäls

ligen Urteile, die Dostojewski über den Katholizismus und Protestantismus hat — sie entbehren nicht ganz der Wahrsheit — und weist seine einseitig günstige Beurteilung der russischsoren Aufstassung des Christentums zurück. Her hat sich wohl Dostojewski getäuscht und auch der russischen Seele ein tieseres Verständnis der christlichen Lehre zugestraut, als es jest den Anschein hat. Oder wirkt sich in Kußland nur die unheilvolle Insektion aus dem Westen aus?

Chriftian Benel.

#### Mensch und Maschine.

Wir suchen nicht mehr Gott, wir suchen den Teufel. Denn es ist da ein dunkles Rätsel: wir sind bereit zu arbeiten, acht, gehn, vierzehn Stunden, nur um das fümmerliche Leben zu haben. Die Erde gibt es auch her, aber es wird verbrannt und vernichtet: das Getreide in Ranada, der Raffee in Brasilien. Woher fommt das? Jeder weiß es anders: vom Rapitalismus, von den Juden, Jejuiten oder Freimaurern. Man fönnte ebenso gut sagen: von den Postboten. Denn die Menschen suchen nicht den "Schuldigen", sondern den Teufel. Wenn aber die Menschheit wieder an einen Teufel glaubt, dann will sie nicht mehr bessern, sondern erlösen. Dann gibt es nur noch blindes Suchen mit der blinden Phantasie, der blinden Buillotine, mit bem Beil. .

So ungefähr umschreibt Willy Haas in der "Literarischen Welt" seine Auffassung von der Bertrauenstrise.

Und von den Teufeln, die man zum Sündenbock stempeln möchte, ist der sichtsbarste und nächste die Technik. Sie entsfeelt und mechanisiert das Leben, sie zwingt den Menschen an die Maschine, macht ihn zum Arbeitssklaven auf der einen, arbeitsloß auf der andern Seite.

Dieser Ansicht versucht Adolf Faut in seiner Schrift "Technif, technisches Zeitalter und Religion" (J. C. B. Mohr, Tübingen, 1931) entgegenzutreten. Er sieht den Gegensatz von Religion und Technif wesentlich in einem Mißversständnis, in einer Berwechslung von Technif und technischem Zeitalter. Der Geist des letzteren ist religionsfeindlich, weil er meint, Bernunft und Techniklöse alle Lebensfragen und mache Resligion und Glaubensgüter überslüssig.

Faut tommt zum Schlusse, daß sich Religion und Technif nicht ausschließen, sondern ergänzen, weil Technik von Gott nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten jei (,,Machet euch die Erde untertan") und weil der Chrift seine Rächsten= liebe und Hilfsbereitschaft mit tech= nischen Mitteln beiser bewähren und betätigen tonne. Aber Faut traut seinem Rezept selbst nicht. Er ahnt wohl das Ende des technischen Zeitalters, aber ob dem Abendland eine verständigere Auffassung und Unwendung der Technik und damit noch eine bessere Zukunft beschie= ben fei, ob diese in ruhiger Entwicklung oder unter gewaltigen Katastrophen tomme, das wiffe fein Mensch. Faut sieht somit wichtige Teile des Gesamt= problems überhaupt nicht. Auch ist der Bersuch, die Technif aus Bibel und Christentum zu rechtsertigen, gar zu

Gang anders fundiert erweist sich die Schrift von Gugen Bohler: "Technit und Birtichaft in den geiftigen Ent= icheidungen der Gegenwart" (S. R. Sauerlander & Cie., Aarau. Beft 3 der "Aultur= und staatswissenschaftlichen Schriften" der Eidgen. Technischen Sochichule). Den Gegnern der Technit, welche in der überwucherung des Tech= nischen, in der wachsenden Mechanisie= rung und Entfeelung des Lebens bie Hauptursache des fulturellen Nieder= gangs erblicken, stellt er die Berteidiger gegenüber: Deffauer, ber auch in der Technik transzendente Jdeen findet, prästabilierte Formen, die durch das Mittel der Erfindung aus einem Reich der Bereitschaft in unsern Lebensbereich her= übergeholt werden, die somit das technische Schaffen dem fünstlerischen Schaf-

fen ebenbürtig machen; und Stodola, dem die Technik Herrschaft einer überlegenen Vernunft an Stelle des Chaos ungezügelter Naturgewalten ift, höchstes Ausdrucksmittel menschlicher Sinnverwirklichung, sinnbezogen nicht auf die tierische Herkunft (wie Spengler meint), sondern auf das geistige Ziel Menschheit, ein "neues Bunder aus dem Zusammenwirken mit der Gemeinschaft". Beide Berteidiger leugnen die fulturellen Schäben nicht, aber fie führen fie auf einen Mißbrauch ber Technik burch die Wirtschaft zuruck. Die Wirtschaft ist das schlechthin Bose, das sich in Geldgeist, Kapitalismus und Profitgier ausdrudt. Böhler trennt nun das, was man "Bedarssdeckung" nennt, in drei Funktionen: die technische Aufgabe der Umformung der Natur, die wirtschaftliche Funktion als Gleichgewichtsherstellung Bedürfniffen und zwischen Befric= digungsmitteln, und die organisatorische Funktion einerseits als Berteilung ber gesellschaftlichen Leistungen, anderseits als Verteilung der Sozialprodukte. Daraus folgt, daß sich die Technik immer der Wirtschaft unterzuordnen hat, denn die lettere ist für die Erhaltung der ganzen Bedarfsbedung berantwortlich, die Technik sorgt nur für die Berbefferung einzelner Mittel. Diese Feststellung soll die Technik entlasten und der Wirtschaft die Berantwortung für die fulturelle und soziale Situation aufbürden.

Aber Böhler läßt auch diese Wendung nicht gelten. Er sieht in allen diesen Anklagen nur eine Flucht aus der Berantwortlichkeit, denn Verantwortung für eine fulturelle Si-tuation ober ein Geschehen könne niemals ein Kulturgebiet oder ein Kultur= faktor, sondern immer nur der Mensch tragen. Und die Schuld an den heutigen Zuständen trifft nicht Technik oder Wirtschaft, sondern die Lebensschwäche bes geiftigen Menschen. Diefe Lebensschwäche brückt sich besonders deutlich aus in einer fünstlichen Trennung der geistigen und materiellen Kultur, der Theorie und der Praxis, der Ideenwelt und der Birt- lichkeit, alles Umschreibungen derselben Unfähigkeit, die Antinomie des mensch= lichen Daseins zu ertragen. Unsere Aufgabe formuliert Böhler bahin, daß wir die Eindeutigfeit der äußeren und inneren Rultur, der Perfonlichkeit und ber menschlichen Werte wiederherzustellen und einem geistigen Realismus zum

Durchbruch zu verhelfen haben. Anders ausgebrückt: Anerkennung bes geistigen Prinzips als Sinngebung des Lebens und Anerkennung der materiellen Rultur (Technik, Wirtschaft, Politik u. f. w.) als Arbeitsfeld für die Berwirklichung bieser geistigen Sinngebung.

Bas an ber flar gegliederten Schrift Böhlers so überaus sympathisch berührt, ist sein Bemühen, den Menschen an feine eigene Berantwortlichkeit zu erinnern. Aber es scheint uns doch, daß er einer Sinnverschiebung zum Opfer fällt. Ge-wiß tann nur der Men ich Berantwortlichkeit als bewußter Urheber übernehmen. In diesem Sinne erklärt aber niemand Technik und Wirtschaft verant= wortlich, schon deswegen nicht, weil sie nicht Persönlichkeiten, sondern Einrichtungen sind. Bielmehr verfteben die Ankläger die beiden Faktoren als Ur = jache der Entseelung und Mechanisierung unserer Kultur, als unhemmbaren Einfluß auf Gesinnung und Lebensgestaltung, dessen Wirkungen sich zu entziehen nur ganz wenigen gelingt. Wohl hat der Mensch sich diese Ursache selbst geschaffen, und so gesehen ist er für ihre Entstehung verantwortlich. Wirkung aber aufzuhalten oder auch nur abzuschwächen, ist der Mensch nur in sehr geringem Umfang imstande. Er wurde verantwortungslos und äußerlich, weil sich Technik und Wissenschaft seit Jahrzehnten eifrig bemühten, ihm alles Tun abzunehmen und die Berantwortung auf alle möglichen dunklen Mächte (Bererbung, Urtriebe, Komplere u. f. w.) und Fattoren abzuwälzen. Die Frage ift eben, ob es trop der verheerenden Birtungen der technischen Errungenichaften gelingt, das Berantwortungsbewußtsein jedes Einzelnen für das Schickfal ber Allgemeinheit zu wecken, ober, wie Böhler sehr schön sagt, "das Format des Menschen dem Format seiner Schöpfungen anzupassen".

Sier feten die Beffimiften ein. Sie sagen, daß, je größer die mensch= lichen Schöpfungen murben, befto fleiner und unfähiger ber europäische Mensch seinen Werken gegenüber geworden fei. Bulett habe er noch ihre Geheimnisse an ungeiftige Bolfer berraten.

Wenn man Paul Balery glauben barf, hat er schon vor zwanzig Jahren biesen "Berrat an der Technif" gesehen. In ber "Corona" (Septemberheft, Berlag R. Olbenbourg, München 1931) gibt

R. A. Schröder eine überjetung des Borwortes zu einem Buch Balerns über "Größe und Riedergang Guropas". Bir lesen da: ,.... Die Geschichte wird aller Voraussicht nach niemals einen sinnlose= ren Vorgang zu verzeichnen haben, als die Konfurrenz der europäischen Länder auf politischem und wirtschaftlichem Bebiet.. . Während durch die Arbeit der besten europäischen Köpfe ein ungeheures Rapital technischen Wissens aufgehäuft wurde, verfolgte eine geschichtlich gewor= dene Politik der Begehrlichkeiten und der Hintergedanken in aller Seelenruhe den Weg ihrer Aberlieferungen; und eben dieser tleineuropäische Geist lieferte in einer Art hochverräterischen Borgangs gerade an die, die man gesonnen war, zu beherrschen, die eigenen Machtmittel und Methoden aus. . . Es ist unnütz, sich gewaltsame Erschütterun= gen, gigantische Kriege, Interventionen a la Dichengis-Chan als Folge dieses findischen und planlosen Betragens vorzustellen. Man darf ruhig auf das Schlimmste gefaßt sein. Man überlege einen Augenblick, was von Europa übrig bleiben wird, wenn dant seiner Borforge in Afien zwei Dupend Creufot, Essen, Manchester, Koubaix bestehen, wenn Stahl, Seibe, Papier, chemische Produkte, Textilien, Keramik u. s. w. dort in erdrückender Menge zu ununterbietbaren Preisen von der enthaltsamen und an Bahl größten Bevölferung ber Erde hergestellt werden, deren Unwachsen noch durch die Verbreitung hygieni= icher Magnahmen gefördert wird. . ."

Auch Oswald Spengler weist in jeinem Buch "Der Mensch und die Tech= nit" (C. H. Bed'iche Berlagsbuchhandlung, München, 1931) auf diesen Verrat am technischen Wissen hin. Aber er holt weiter aus. Er sieht Technik als Taktik des Lebens und unterscheidet die ewig unveränderliche Gattungstechnik Tiere von der erfinderischen Ginzeltech= nik des Menschen. Dennoch ist ihm der Mensch ein Raubtier, das seine alten Instinkte und Triebe bis heute behalten hat. Im Gegensatz zur darwinistischen Lehre hält er es für sicher, daß die Sand nicht allmählich entstanden sei, sich entwidelt habe, sondern plötlich dageweien sein muffe, als "Mutation" (im Sinne B. be Brieg'), die alle Eremplare ber Sattung ergriffen habe, ohne Urfache, jelbstverständlich, meint Spengler (um gleich hinzuzuseten, daß dies der geheimnisvolle Rhythmus ber Wirklich-

feit sei, Ursache, die feine ist). Bur hand gehöre auch sofort die Baffe, eins ohne das andere sei nicht denkbar. In einer ungeheuren Zusammenschau zeichnet nun Spengler Entwicklung und Aufstieg des Menschengeschlechts. Man muß bei ihm selber nachlesen, wie er die Entstehung der Sprache, der gemeinsamen Unternehmung, der Urstände (Adel und Priestertum über dem bäuerlichen Landleben) erklärt, wie er eine Linie zieht von Ur= zeiten bis zum Erwachen des faustischen Triebes, nicht mehr die Natur in ihren Stoffen zu plündern, sondern sie mit ihren Rräften selbst ins Joch zu spannen. Aus den gotischen Mönchen, die über Dampfschiffe und Flugzeuge nachdachten, wurde der weltlich gelehrte Erfinder, der Priester der Maschine. Die faustische Rultur wird, wie jede hohe Rultur, zur Tragödie; die Maschine empört sich gegen den Menschen, der gestürzte Sieger wird von dem rasenden Gespann zu Tode ge= schleift. Drei Symptome des Verfalls nennt Spengler: Ubnahme der Führernaturen (Nachlassen der schöpferischen Kraft), Meuterei der Sände (Arbeiterfrage) und, (wie Balérn), Berrat der technischen Berfahren und Wissenschaf-ten an die farbige Welt. Daher betrachtet er die Arbeitslosigkeit der weißen Länder nicht als Krise, sondern als Beginn einer Katastrophe.

Aber wenn es wahr ist, daß dem faustischen (europäischen) Menschen die faustische Technik inneres Bedürfnis ist, wenn er, und nur er, in ihrer Form benkt, fühlt und lebt, bann übersehen beide Autoren, Valery wie Spengler, daß die farbigen Bölker wohl Nach = ahmer, aber nicht Schöpfer fein fonnen, daß ber fauftische Mensch immer der Vorangehende sein wird wenn er feine Führerrolle nicht felbft aufgibt ober zerftort. Die hinneigung der Jugend zum Sport genügt aber noch nicht, von einer Abnahme der Führernaturen oder von einer Flucht der geborenen Führer bor der Maschine zu sprechen. Tropbem bleibt es wahr, daß Europa nur durch sich selbst zu Grunde gehen fann. Daß es auf dem besten Wege zur Selbstvernichtung ist, bedarf faum eines Nachweises.

Welches das Ende sein würde, schils bert Fedor Bergin am Schlusse seines (leider ganz durch die schiefe Optik der Psychoanalyse gesehenen) Buches "Das unbewußte Europa" (Heß & Co., Wiens Leipzig, 1931). Sein "Bermächtnis an die fünftigen Erforscher der europäischen Büste" lautet in der Hauptsache:

"So Ihr in einigen Jahrzehnten die europäische Bufte durchforschet, nachdem die Giftgase des letten Krieges sich zerfest haben, miffet, daß die Europäer sich selbst zugrunde gerichtet haben... Die Bunder der Organisation, der Technit, der Wiffenschaft, der Romantik, die sie Euch hinterlaffen haben, mögen Euch nicht jo jehr erstaunen. Denn fie blieben trop allem seelisch fleine Kinder... Immer gleich primitiv, unfähig, sich real jur Umwelt einzustellen, nütte ihnen ihr Wissen nichts, es sei benn, daß sie schließlich jo wundervoll erlejene Mordmajfen ergrundeten und herstellten, um sich damit die Massenflucht aus ihrer Rultur zu ermöglichen. Sie haben fich umgebracht, weil sie ihre eigene Kultur haßten... Das Natürliche in ihrem Menschentum haben sie so lange vers göttlicht, bis jede natürliche Regung zur Sünde wurde. Sodann haßten sie die Sünden ihrer Mitmenschen, bis sie sich davon durch Mord besreiten. Sie versgeudeten alle ihre Kräfte, um die seelischen Konflitte zu lösen, an denen sie schließlich doch verbluteten. Die Gesebe des Bahnsinns sind die Erklärungen für ihre Geschichte. Darum seid behutsam, wenn Ihr europäische Ruinen durchswandert. Auch Ideale sind Gistgase."

Bielleicht ist auch Bergins Prognose noch zu optimistisch? Nichts spricht das gegen, daß unsere Kriegs-Chemifer Gistsgase erzeugen, welche den ganzen Plasneten zur Wüste machen und nicht nur dreitausend, sondern zwanzigtausend Jahre der Entwicklung auslöschen.

hermann Wiedmer.

## heimatliches.

Emil Balmer: Chrüztreger. Verlag A. France, Bern.

Ber mit anspruchsvollen Ohren behastet ist, weiß, daß es in den tiesern Lagen unseres Landes, wo die Bevölkerung dichter beisammensitt, dem Schweizerdeutschen nicht gut geht. Das verschnittene, aber großtönende Mundartradebrechen, das Abend für Abend strohern gegen die Bände unzähliger Sitzungszimmer, Rats- und Bortragssäle raschelt und das jeder Eidgenosse sich bestissen aneignet, der etwas werden und gesten will, macht nicht umsonst Schuse.

Da empfindet man es denn allbereits als eine Wohltat, wenn ein rechtes, echtes Schweizerdeutsch einem wenigstens bor die Augen fommt. Und das fann einem wohl bei einem Berner noch zu allererst begegnen. Emil Balmer beweist es mit seinem Buche "Chruztreger" in Laupener Mundart, beren Reinheit und Frische so sorglich gewahrt ist, daß es Genuß gewährt, Sat um Sat davon zu kosten und sich vom innern Ohr in Klang umseten zu laffen. Bor der verdienstlichen Leistung solcher Mundartpflege darf ruhig ber Inhalt erst etwas zurudtreten. Damit joll aber, was Balmer erzählt, nicht etwa als belanglos hingestellt werben. Es sind stille, schlichte Leute, meist aus dörflicher Enge, die in den fünf Beschichten

auftreten. Alle tragen fie ihr Kreuz durchs Dasein: ber Jüngling aus bem Welschland, der zum ersten Mal in die harte Fremde muß, die verwöhnte Berrentochter, die mit dem Stallburichen ihres Baters sich eingelassen und damit ihr Leben verpfuscht hat, die "Frömdi", die in den feindselig geschlossenen Kreis von bösartigen Dorfgenossinnen hineinheiratet, der mißleitete Berdingbub und der "Wallerer", der riesenstarte Senn, ber von den Anechten des Bogts gum Krüppel geschlagen wird. Dieser Hauptgestalt des Buches, die im ersten Teil der Geschichte sich zu einem bernischen Tell auszuwachsen verspricht, wird mancher etwas mehr Gifen ins Blut munichen, etwas von der herben Art, wie sie die Brene im "Gwuffe" an sich hat. Ge= legentlich reden, ja predigen sie etwas zu bereitwillig von ihrem Leid, diese Kreuzträger. Aber das im Ganzen doch treu und anmutig gezeichnete Bild bes Volkslebens und der heimatlichen Landschaft drängen die Bedenken stets wieder in den hintergrund. Die Erzählung vom großen Wallerer schilbert ein auch volksfundlich wertvolles Stud Berner Bauernleben, das offentundig auf bester überlieferung beruht und fehr eindrucks= voll ist. Kurz, das so frisch und anziehend geschriebene Buch wird immer dankbare Lefer und, besonders, Lefe-Arnold Büchli. rinnen finden.

Jakob Frey: Menschen der heimat. Ers zählungen. Verlag f. R. Sauers länder, Aarau.

Gine britte Folge von Erzählungen, die Carl Gunther aus dem Gesamtwert des noch unvergessenen Aargauer Dichters herausgehoben und mit einem fnappen, trefflichen Borwort eingeleitet hat. Er stellt in biejem Bande nun fünf Beichichten zusammen, die einmal nicht historisch gebunden sind, und tut gut baran. Mögen die geschichtlichen Ergahlungen Jatob Frens ihn zuerst befannt gemacht haben — erst hier in diesen frei gestalteten Schicksalen entfaltet sich seine warm ans Herz greifende Novellenkunst ganz. Immer sind es, auch im ärmlichen Gewande und Stande, noble Naturen mit unverbogenem, unverfünsteltem, ge= sundem Innenleben, die er vor uns hinstellt und immer ihrem Wesen ents sprechende Pfade gehen läßt. Man fühlt sich wohl unter ihnen. Und doch haben sie nichts Alltägliches, Nüchternes an sich, und nirgends wählt Fren bequeme triviale Lösungen der Konflikte, die psychologisch stets gut begründet sind, sich aber nie in das unleidliche, heute gehätschelte Seelenzerwühlen und -zerfasern verlieren. Und der zielbewußte geborne Erzähler bewährt sich auch darin, daß er die gleichmäßig fortschreistende Handlung nirgends in Lyrik aufs löst noch in breite Betrachtungen oder Schilderungen verschwemmt, so sehr ihm an genauer Gestaltung der Natur liegt, die er als vorzüglicher Beobachter meistert, und nicht etwa nur die seiner ge= liebten Juralandschaft. Wie lebendig und farbenreich wird uns in der Erzählung "Berbrecher in Gedanken" bundnerische Bergstimmung! Die Beschreibung des Föhnsturms auf dem Baß, der verheerenden Rüfe in dem Dorfe Bergün; das sind starke Leistungen. Fren's Sprache hat noch etwas von dem Schwung des silbernen Zeitalters unfe-

rer Literatur, hat taum je einen verstaubten Ton (höchstens etwa in dem unfern Ohren mißtlingenden Alm ftatt Alp). Dafür entschädigt uns jene edle Treuherzigkeit, Offenheit und großzügige Büte, die Frens Geftalten oft mit benjenigen Rellers gemeinfam haben, ohne daß irgendwie an Abhängigkeit zu benfen wäre. Dergleichen lag in der Luft des Jahrhunderts. Wie hoch stehen diese menschlich jo ansprechenden, ja ergreifenden Geschichten über dem vielfach zu Unrecht gepriesenen Romangestrichel übergescheiter Modeschriftsteller, die heute gepriesen und morgen vergessen werden. Halten wir uns an diesen begabten Erzähler, der so tief ins heimische Boltstum hineingegriffen und dem seine Zeit und sein Land so wenig Dank gewußt hat.

Arnold Büchli.

Josef Reinhart; Helden und Helfer. Les bensbilder für die Jugend dargestellt. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 335 S., geb. Fr. 7.50.

Schaut ber Erwachsene in Abergangszeiten nach Führern und entscheidenden Persönlichkeiten aus, wie sollte es der junge Menich nicht tun, der feinen Bustand im Tiefsten als etwas empfindet, bas er überwinden wird. Es greift ans Herz, wie Josef Reinhart, selbst ein "Belfer", in diesem grundguten Buche der suchenden Jugend entgegenkommt und ihr spendet, wessen sie bedarf: er reicht ihr die liebevolle und bewegte Beichnung ber Lebensgeschichten von zwölf Menschen, die durch restlose Hin= gabe an ihre Aufgabe zu Helden und helfern geworden sind. Wer irgendwie mit ber jungen Welt zu ichaffen hat, weiß, wie sehr ihr Hilfeleistung im Sinne diejes Buches nottut, und fann nur überzeugt den Ruf weitergeben: Sorgt, daß es die auch erreiche, benen Carl Günther. es gilt!

#### Schweizerische Städte.

Alfred Hartmann: Basilea Latina, Lehr= mittelverlag des Erziehungsdeparte= ments Basel, 1931.

Ein vor nicht langer Zeit erschienenes, bem Umfange nach zwar nur kleines Werk verkündet den Ruhm Basels als der großen Stadt des Humanismus. Es ist ein Lesebuch für die Ghmnasien und entshält lateinische Texte von Schriftstellern

bes fünfzehnten und sechszehnten Jahrshunderts, die damals in Basel gelebt hatten: von Aeneas Silvius, von Erassmus Koterodamus, von Beatus Rhenamus, von Bonisatius Amerbach und ansbern. Keine Stadt diesseits der Alpen, meinte der große englische ErasmussForscher Allan, könnte eine derartige Sammlung ausweisen. Die Auswahl

und die Bearbeitung ist von Herrn Dr. Alfred Hartmann getroffen worden, ein Musterbeispiel, wie Anmerkungen auf den knappsten Ausdruck einer Erläuterung und Erklärung gebracht werden können: gewissenhafteste Arbeit und zusverlässiges Wissen verbinden sich hier auf kleinstem Raume. Diese Anmerskungen gestatten auch demjenigen, dessen Latein eingerostet ist, bei gelinder Anstrengung sich dem von Jacob Burckshardt so gepriesenen Genusse der Beschäftigung mit den Quellen hinzugeben. Ein otium cum dignitate zu verbringen, kann nicht leicht glücklicher als durch Vertiesung in diese Sammlung gessschehen.

Besonders reizvoll sind die am Schlusse mitgeteilten Inschriften einiger berühmter Grabdenkmäler hauptsächlich aus dem Münsterkreuzgang. Wer etwa schon vermeint hatte, so im Vorbeisgehen sie lesen zu können, hat sich von der Schwierigkeit, die sie durch ihre Gesdrängtheit und die gehobene Sprache verursachen, überzeugt. In der Hartsmann'schen Basilea Latina (Lehrmittelsverlag des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt, 1931) und freundlich vom Herausgeber unterstützt, kann er sich in aller Ruhe an die Entzisserung heransmachen.

Gerharb Boerlin.

## Lese=Proben

## Simon Gfeller: Drätti, Müetti u der Chlyn.

(Simon Gfeller: Dratti, Müetti u der Chlyn, Bilder us myr Buebezyt; Verlag France, Bern, 1931.)

We Drätti guet ischt ufgleit gsi, het er mängischt asoh brichte vo alte Zyte u wie's denn ggange syg. Sy Großvater syg e Schumeischter gsi, e Schumeischter u Wäber, ganz so eine, wie se der Gotthälf gschilderet heig. Der Wähstuchl syg imen Egge vo der Schuelstube gstange, u wen es Ching sy Frog heig uswändig chönne, syg es zum Wähstuchl vüre cho ufsäge. Dä, wo se-n-alben am schlächtischte chönne heig, syg em Schumeischter sy Junge gsi. Der Großvater hätt au gärn e Schumeischter us ihm gmacht, aber do dra syg gar nid gsi z'däiche. Drättis Vater heig e schwache Chopf gha u syg ganz en Ungschickte gsi, u das heig der Großvater erschröckeli gmüeiht. Der Vater syg du au e Wäber worde, heig's aber syr Läbelang nienehi brunge. Solang s'alte Gäld no im Umlauf gsi syg, heig er der Wäblohn no mit Angscht u Not sälber chönnen usrächne; aber mit der neue Währig syg er niemeh zgrächt cho. Ar, Drätti, heig ihm de albe müessen usrächne, was er sür nes Wub höüsche dörf.

Bo spr Muetter het Drätti nie vil erzellt, nume, sie spg en armi, bräschthafti Frau gsi, u wo ber Bater spg gstorbe gsi, heig är sche müesen erhalte u bertürwillen ersch spät chönne hürate. Bom Bater heig er'sch Wäbe glehrt gha, u zwüschhe spg er de go tawne. Aber es heig derby chuum usegluegt, daß me dervo heig chönne läbe. Dennzemol heig me no für füfezwänzg bis süfedryßg Rappen im Tag u bi magerer Choscht müesse Fuhre hace, bis ein schier der Rüggen abenangere gheit spg. Bo Znüüni u Zobe heig men i üser Gäget no nüt gwüßt u mängisch vor Müedi u Hunger d'Haue u d'Bei sassen nümme möge glüpse. Halblynigi Chleider heigi nume die Rychschte vermöge, die angere heigi zwilchigi treit u sygi am Sunndi i Zwilchchleideren i d'Chilche. Bo 's Znüüni= u Zobenässen uuscho spg, heigi vil Buure gschraue, jet müesse sie versumpe, die unerhörti Frässerei spg der Ungergang vom ganze Buurestang. U wo alls Sperze dergäge nienersür gsi spg, heige sie ersch rächt wellen uf d'Löhn drücke u gjammeret, sie vermögen abselut nid meh z'gäh. Drum heigi är u Müetti als lydig weni chönne näbenume tue u z'säges mit nüt müessen afoh.

(Aus dem Bild "Drätti u Müetti", S. 272/73.)

très francophile et qu'il peut prendre ses désirs pour des réalités. Je n'en accueille pas moins ses renseignements avec la joyeuse émotion d'une coeur qui se refuse à désespérer".

Eine nicht gerade ehrenvolle, aber leiber nur allzu sehr zutreffende Kenn-

zeichnung eines schweizerischen Bundespräsidenten, der sich so sehr für die eine Kriegspartei einsett, daß sein Urteil nicht mehr auseinanderhalten kann, was Bunsch und was Birklichkeit ist!

D.

## Besprochene Bücher.

Balmer, Emil: Chrügträger; Frande, Bern.

Bohler, Eugen: Technit und Wirtschaft in ben Entscheidungen; Sauerlander, Aarau.

Capy, Marcelle: Des hommes pafferent; Edition du Tambourin, Paris. Faut, Adolf: Technif, technisches Zeitalter und Religion; Mohr, Tübingen.

Reuchtwanger, Lion: Erfolg; Riepenheuer, Berlin.

Fren, Jatob: Menschen ber Heimat; Sauerländer, Aarau. Gfeller, Simon: Drätti, Müetti u ber Chlyn; Francke, Bern.

Gläfer, Rurt: Frieden; Riepenheuer, Berlin. Sartmann, Alfred: Bafilea Latina; Bafel.

Hervé, Guftave: Berföhnung ober Krieg; Union Deutsche Berlagsgesellschaft, Stutt-

Rampmann, Theodor: Licht aus dem Often; Bergstadtverlag, Breslau. Reller, Mag Leo: Schweizerische Energiewirtschaft; Sauerländer, Aarau.

Liepmann, Being: Der Frieden brach aus; Phaidon Berlag, Wien.

Reinhart, Jofef: Belben und Belfer; Sauerlander, Marau.

Remarque, Erich Maria: Der Beg gurud; Prophlaen-Berlag, Berlin.

Renn, Ludwig: Nachkrieg; Agis-Verlag, Wien. Schäfer, Wilhelm: Wahlheimat; Huber, Frauenfeld.

Spengler, Demald: Der Menich und die Technif: Bed, Munchen.

Balery, Baul: Große und Niedergang Europas.

**Bergin, Fedor:** Das unbewußte Europa; Heß, Leipzig. **Biénot, Pierre:** Incertitudes Allemandes; Balois, Paris. **Biegand, C. F.:** Bagant und Bagabund; Huber, Frauenfeld.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung, Berlag und Berfand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Abersehungsrechte vorbehalten.